

Vergangenheitsbewältigung wider Willen?

Zu Adriana Altaras Roman *Die jüdische Souffleuse* (Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018)

Von der Oper ins Konzentrationslager, am Ende das Konzentrationslager in der Oper und der Schluss der Erzählung beinahe einer, der auf den ersten Blick zu märchenhaft ist, um in unsere oder irgendeine Zeit zu passen.

Adriana Altaras versucht sich an dieser Mischung in ihrem 2018 beim Verlag Kiepenheuer & Witsch erschienenem Roman *Die jüdische Souffleuse*. Die Ich-Erzählerin trägt den gleichen Namen wie die Autorin, anders aber als in ihrem Debütroman *Titos Brille* (2011) geht es nicht um die Geschichte einer Adriana, sondern um die von Sissele. Eigentlich hat die Erzählerin genug von fremden Abwegigkeiten und Lebensgeschichten, zu fantastisch, als dass sie vom Publikum geglaubt werden könnten. Denn genau solche erzählen ihr die Menschen, die sie trifft – scheinbar ungefragt. Noch schlimmer: je ehrlicher und genauer die Wiedergabe des Berichteten, umso weniger nimmt man sie ihr ab. Sie macht dann aber doch noch eine allerletzte Ausnahme und schreibt diese Geschichte. Der Prolog – ein kapitulierender Seufzer.

Die jüdische Souffleuse nimmt die Lesenden mit an die Oper einer mittelgroßen deutschen Stadt und lässt sie hier gemeinsam mit der Erzählerin stranden. Letztere hat in der Einöde immerhin eine Aufgabe: sie soll dort *Die Entführung aus dem Serail* inszenieren. So weit, so schwierig. Der Opernbetrieb, so viel wird schnell klar, ist kein Zuckerschlecken. Die Erzählerin hat Probleme einen Zugang zum Ensemble zu finden, der Intendant trägt jüdische Witze als fragwürdige Form der Vergangenheitsbewältigung vor sich her, und Susanne, die Souffleuse, bittet hartnäckig und immer zum ungünstigsten Zeitpunkt um ein Treffen. Susanne wird eigentlich Sissele genannt, heißt Chaimberg mit Nachnamen und hat die Erzählerin auserkoren, mit ihr gemeinsam ihre verschollene jüdische Familie ausfindig zu machen.

Die Erzählerin windet und sträubt sich, lässt dann aber doch zu, dass Sissele sie mit in „das dunkle Loch der Shoageschichten“ zieht und erfährt deren Geschichte. Und dann – passiert erst einmal nichts. Immer wieder tritt die Gegenwart aus dem Schatten der Shoa hervor. *Die Entführung aus dem Serail* inszeniert sich nicht von selbst. Einen vorläufigen Höhepunkt erfährt der Roman als endlich der Vorhang nach der Premiere fällt, auf die so lange hingearbeitet und -geschrieben wurde.

Zurück in Berlin fängt die Erzählerin gerade an, das Chaos rund ums Theater zu vermissen, als die Geschichte wieder Fahrt aufnimmt. Sissele steht vor der Tür. Die beiden Frauen beginnen

nun wirklich ihre Suche nach der verschollenen Familie, die der Klappentext so groß ankündigt.

Die Handlung und die Suche versprechen Spannung, diese kommt jedoch nur in Wellen, immer wieder stockt die Erzählung und hält sich vielleicht etwas zu lang bei vermeintlich weniger wichtigen inneren Monologen und bruchstückhaften Beschreibungen der einzelnen Stationen der Reise auf. Möglicherweise ist das aber genau der Anteil des wahren Lebens mit seinen wahren Begebenheiten, welche der Roman ja auch für sich beansprucht.

Der Geschichte ist eine, die Shoa-Bilder immer wieder aufleben lässt, auch gegen den eindeutigen Willen der Erzählerin. Es ist auch eine, die den Opern- und Theaterbetrieb betrachtet, diesen genervt wegschiebt und ihm doch immer wieder seine Liebe gesteht. Die beiden Hauptfiguren, durch Oper und Shoa verbunden, scheinen sich darüber hinaus nicht viel zu sagen zu haben. Dialoge, obwohl vorhanden, wirken marginal und etwas leer. Die Handlung stützt sich auf die Erlebnisse der Erzählerin, das macht es schwer, die Figur der Sissele ganz zu greifen. Es geht um sie und irgendwie auch nicht.

Der Roman entfaltet seine fesselndste Wirkung, als es um die Berichte der schicksalsgeschlagenen Familie von Sissele geht, danach ebbt das Tempo wieder ab. Die Reise ist vorbei, die Erzählung scheint ihr Ende erreicht zu haben. Dann kommt es aber doch zu einem letzten bedeutenden Wendepunkt.

Passend zum wellenartigen Erzähltempo schließt der Roman mit einer Episode in einer heißen Quelle auf Island, inklusive Grübeleien der Erzählerin.

Die Vermischung aus Alltag an der Oper, Traumata und einer Reise versprechen Spannung, diese fehlt jedoch leider bis auf wenige Ausnahmen. Was dem Roman jedoch dennoch Gewicht verleiht, ist das Privileg, von Wahren zu lesen und millionenfachen Einzelschicksalen nachzuspüren: die Figuren des Romans haben und hatten Vorbilder aus Fleisch und Blut. Ihre Handlungen mögen andere gewesen sein und gehen möglicherweise auch niemanden etwas an, aber ihre Schatten begleiten den Roman dennoch irgendwie und helfen den Lesenden dabei, im manchmal stockenden Erzählfluss auf die nächste Welle zu warten. Weil es sich dann doch lohnt.

Anna Rebecca Bertram